

**Martin Schmidt**

**Eröffnung „From the basement“, Anita Staud, Nestorstr. 36, am 28. März 2012**

Liebe Anita, liebe Gäste dieser Ausstellung,

wenn wir heute in diesen riesigen Räumen stehen, dann mag die eine oder den anderen der Gedanke anwehen, dass eine gewisse Unerschrockenheit und Erfahrung dazu gehören, die Flächen und Volumen, die sich hier auftun, zu organisieren und sinnfällig zu bespielen. Beides wollen wir der Künstlerin sofort zusprechen, den Mut, sich auf neuem Terrain auszuprobieren und die mit den Jahren immer weiter wachsende Fähigkeit, sich der Erinnerungspotentiale von Räumen anzunehmen, sie in ihre Arbeit mit einzubeziehen und sich so in die Atmosphäre eines Ortes hineinzuschreiben. Und mal ehrlich – wenn sich jemand mit Räumen auskennt, dann Anita Staud!

Sie hat ihre Zelte schon an diversen Orten aufgeschlagen und dort temporäre Ateliers eingerichtet. Dabei geht es ihr immer wieder darum, dem Charakter des Ortes und seiner spezifischen Geschichte nachzuspüren. Einer Geschichte, die sich ja nicht nur in materiellen Hinterlassenschaften ausspricht, sondern auch in Energieströmen vergangenen Lebens präsent ist, das wie ein schwacher, aber spürbarer Widerschein in die Gegenwart hineinleuchtet. So hat Anita aus der Not eine Tugend gemacht, sie hat die wechselnden Arbeitsstätten bewusst als Chance ergriffen, den Gefahren der Sesshaftigkeit zu entgehen, deren Bequemlichkeit leicht nur das immer Gleiche hervorbringt. Die Liste ihrer zeitweiligen Refugien ist lang, und ich möchte hier nur einige nennen.

Sie hat 1992 in der „Waldsiedlung“ gearbeitet, einer ehemaligen Kaserne der Nationalen Volksarmee in Großglienicke. Die dortige Reparaturwerkstatt für Panzer sollte dann durch den Einsatz von Anita und ihren Kolleginnen Bettina Schilling und Eva Kohler in hartnäckiger Vereinnahmung über Jahre ein höchst quirliges Leben als Arbeits- und Ausstellungsort für etliche Künstlerinnen und Künstler führen.

Dann war Anita 1993 für dreieinhalb Monate im ehemaligen Pockenkrankenhaus Joyce Green bei London, dessen 1. Stockwerk leer stand und von ihr mit künstlerischem Leben erfüllt werden konnte. 1994 erkundete sie das Wohnhaus des Berliner Bildhauers Gottfried Schadow in Berlin-Mitte für mehrere Monate, 1995 schlug sie ihr Atelier im Anton-von-Werner-Haus auf, was den etablierten Hofmaler des Kaiserreiches und erklärten Feind der Berliner Secession und aller unakademischen Bestrebungen vielleicht im Grabe hat rotieren lassen. Ab dem Jahr 2000 begann sie, leer stehende Ladenräume in der Potsdamer Straße 87 zu nutzen, die ihr zur zeitweiligen Verfügung überlassen worden waren. Diese Räume hat sie aber nicht nur als Präsentationsort begriffen, sondern von Beginn an Künstlerkollegen hinzu gebeten, die mit ihr darin „work in progress“ betrieben, indem sie vor Ort arbeiteten und den spontanen Kontakt mit neugierig gewordenen

Passanten nicht nur nicht scheuten, sondern geradezu suchten. So verknüpft Anita in ihrer künstlerischen Praxis ein historisches Interesse an den Menschen vergangener Zeiten und ihren Hinterlassenschaften mit einer Kommunikationsbereitschaft, die in herkömmlichen Ateliersituationen nicht eingelöst werden kann. Das Temporäre, sich Entwickelnde, nicht Festgelegte ist ihr kein Schrecken, sondern ein Gewinn.

Und nun also diese Räume in der Nestorstraße 36. Zwei weitläufige Etagen, früher als Verkaufsräume genutzt, die ängstlichere Seelen zaudern lassen würden, weil sie vielleicht fürchteten, sich zu überheben. Aber wie gesagt – Anita hat Erfahrung auch mit großen Räumen. Im Keller des Gebäudes gibt es Lagerräume, die ihre Arbeiten beherbergen. Als sich nun die Möglichkeit bot, hier oben auszustellen, ist sie hinabgestiegen, hat ihr Werk gesichtet und hat ältere und neuere Arbeiten ausgewählt. Aufgrund der Weitläufigkeit der Ausstellungsfläche haben wir eine kleine Retrospektive ihres künstlerischen Werkes vor uns.

Und die kommt jetzt direkt „from the basement“. So benennt der Ausstellungstitel in schöner Doppeldeutigkeit zum einen, wo die Bilder herkommen, und zum anderen, was sie in ihrer Gesamtheit zeigen – sie geben uns einen Einblick in den Grund, die Basis, auf der sie ruhen. Anita vereint in dieser Ausstellung also Bilder, die sie bisher noch nicht zusammen gezeigt hat, etwa aufgrund beschränkter Flächen. Einige Werkkomplexe möchte ich nennen und ein paar Anmerkungen zu ihrer Arbeitsweise.

Als Anita z.B. im Joyce-Green-Hospital in Dartford bei London künstlerisch arbeitete, fand sie noch die alten Zettel mit handschriftlichen Nummern vor, die an den Betten befestigt waren und so die Patienten identifizierbar machten. Diese Blätter hat sie mit Latex so übermalt, dass die Ziffern teilweise sichtbar blieben. Die Überlagerung transponierte die Ziffern und ihre quasi erkennungsdienstliche Bedeutung in die Gegenwart eines Malprozesses, deren gestalterischer Akt nun auch schon wieder vergangen ist. Anitas Verfahren der Einschreibung in den Kontext des Vorgefundenen verklammert verschiedene Zeitebenen und wird damit zum Kommentar über historische Kontinuitäten.

Die Folge „1873-1995“ trägt diesem Umstand schon im Titel Rechnung. 1873/74 wurde das Anton-von-Werner-Haus von Ernst Klingenberg unter Mitwirkung von Werner selbst geplant und erbaut, in dem Anita 1995 ihr temporäres Atelier errichten sollte. Grundlage ihrer Tuschpinselarbeiten waren die Grundrisse des Hauses, dessen Kopien auf Transparentpapier zur Grundlage ihrer malerischen Reflektion wurden. Dabei stand der Herstellungsprozess selbst in einem zeitlichen Ablauf, der der bisherigen Geschichte des Gegenstandes die Geschichte seiner Umschreibung hinzugefügt hat. Anitas Interventionen bedeuten also gerade nicht einen Bruch mit Kontinuität, sondern sind im Gegenteil Manifestationen historisch bewussten Arbeitens, das Verbindungslinien zieht und damit Assoziationen hervorrufen kann, die das ursprüngliche Blatt nicht unbedingt auslöst. Der serielle Charakter, der viele ihrer Werke auszeichnet, beruht nicht auf der Deklination eines vorher festgelegten Prinzips, sondern auf der zeitlichen Dimension ihrer zeichenhaften Bildsprache. Jedes ihrer malerischen Kürzel ist so nur in eben diesem Moment möglich, eine

exakte Kopie des Ereignisses ist ausgeschlossen. Und wenn der malerische Akt noch so oft wiederholt wird – das Ergebnis wird immer ein anderes sein.

Noch deutlicher lässt sich das an den kleinformatigen Blättern der „Quadriga“-Serie ablesen. Jedes Blatt lebt auch für sich, aber erst die Zusammenschau aller Bilder lässt die Zeitebene deutlich aufscheinen, die Anitas Malerei innewohnt und die sie sichtbar macht. Läge man die Blätter übereinander und ließe sie in der Art eines Daumenkinos Revue passieren, ergäbe sich eine pulsierende Bewegung, die wie ein Herzschlag einen Lebensrhythmus visualisiert, der immer gleich erscheinen mag, aber doch mit jedem Blatt Ausdruck eines nie wiederkehrenden einmaligen Momentes ist. Insofern funktioniert Anitas Arbeitsweise wie ein Film. Dem sagen manche nach, er würde, da ja „nur“ aus statischen Einzelbildern bestehend, Bewegung nur simulieren. Das Gegenteil ist der Fall. Der Film macht Bewegung sichtbar – er stellt das Einzelereignis in den Zusammenhang zeitlicher Kontinuität, so wie Anita in der Kombination der unwiederholbaren Bewegung ihres Malens auf den Zeugnissen des Vergangenen Lebensenergien früherer Zeiten sichtbar macht und damit in unser Bewusstsein hebt.

Werfen wir einen abschließenden Blick auf das Großformat „Chichen Itza“, das hier den nötigen Raum zum Atmen erhält. Auch hier liegen wieder mehrere Bildschichten übereinander. Die mäandernden Linien sind wie eine Suchbewegung, die den Raum einkreisen, teilweise verdichten, aber auch den Blick auf Darunterliegendes lenken. Das Bild, obwohl physikalisch stillgestellt, denn es ist ja „fertig gemalt“, pulsiert, es lebt und vermittelt den Eindruck, es zu jeder Zeit wieder anders und neu sehen zu können. Die Künstlerin ist so klug, ihre Zeit nicht mit dem Streben nach dem „ultimativen“ Werk zu verschwenden. Prozesshaftigkeit und Dynamik sind ihre Lebensbegleiter geworden.

Und so werden Anita Stauds Bilder immer wieder zu atmenden Komplexen aus zu Zeichen verdichteten Energien. Sie bekommen damit etwas Naturhaftes und leben auch für sich ohne seriellen Zusammenhalt. Die Nähe zu asiatischer Kalligraphie ist offensichtlich, auch wenn der Bedeutungsraum, den Anita öffnet, kein durch Tradition festgelegter ist. Aber ihre Einsicht in die Unwiederholbarkeit und damit Kostbarkeit des Einzelmoments befähigt sie, sich in außereuropäische Kunstformen einzufühlen.

So arbeitet sie schon seit Jahren mit dem Lyriker Rainer Stolz zusammen, zu dessen Haikus sie Tuschpinselzeichnungen geschaffen hat, die das poetische Werk nicht illustrieren, sondern anempfindend begleiten. Es ist ein Buch entstanden, zu dem sie vier Arbeiten beigetragen hat. Anita hat Rainer Stolz eingeladen, den heutigen Abend mit einigen seiner Haikus zu begleiten, und so möchte ich jetzt Anita eine erfolgreiche Ausstellung und uns allen einen anregenden Abend wünschen und gebe das Wort nun an Rainer Stolz weiter. Vielen Dank.

Martin Schmidt hat Kunstgeschichte, Graphik, Malerei und Neuere deutsche Literatur in Marburg studiert. Promotion über den Dresdner Maler und Graphiker Wilhelm Rudolph. Er arbeitet als freier Kunsthistoriker seit 1996 in Berlin, u.a. für das Auktionshaus Villa Grisebach. Jüngst erschien sein erstes Kinder-Bilderbuch, „Wo es kalt und schön ist“ im Berliner Schaltzeit Verlag.